

Zeitschrift:	Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie = Swiss journal of sociology
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Soziologie
Band:	31 (2005)
Heft:	2
Artikel:	Entgrenzungen von Wirtschaft und familiale Lebensführung : ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute
Autor:	Lange, Andreas / Szymenderski, Peggy
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-815072

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Entgrenzungen von Wirtschaft und familiale Lebensführung: Ein Beitrag zum Verständnis von Familie heute

Andreas Lange* und Peggy Szymenderski**¹

1 Neue Herausforderungen – veränderte Sichtweisen auf die Familie

1.1 Wandel von Familie jenseits der Sozialmorphologie

Die Transformation des Familienlebens reicht weit über die rein sozialmorphologische Ebene – die wichtigsten Stichworte sind Pluralisierung, Diversifizierung und De- bzw. Re-Institutionalisierung, vermehrte Lebensabschnitte in nicht-ehelichen Lebensformen und erhöhte Fragilität von Ehe und Elternschaft (Peuckert, 2002, 19 ff) – hinaus: Erstens haben sich die Verständnisse dessen, was Familie ist und sein soll, verändert (Lüscher, 1997) und vor allem ausgeweitet. Zweitens wird der Alltag anforderungsreicher, was die Familienwissenschaften darauf lenkt, das näher zu untersuchen, was die Akteure in den Familien selbst vorrangig bewegt (Daly, 2003). Forschungsarbeiten in jüngerer Zeit (Tölke und Diewald, 2003; Dorbritz et al., 2005) dokumentieren drittens, dass die Familiengründung zu einem aufwändigen sowie durch strukturelle Verwerfungen schwierig zu realisierenden Unternehmen geworden ist. Parallel zur Veränderung von Familie vollzieht sich viertens eine Reihe einschneidender Wandlungen in ihren sozialen Umwelten. Von besonderer Wirksamkeit sind dabei Umwälzungen in der Art und Weise, wie gewirtschaftet und gearbeitet wird (Hirsch-Kreinsen, 2005; Kühl, 2004). Die Stichwörter lauten Globalisierung der Produktion und Konsumption, zunehmende Subjektivierung der Arbeit (Lohr und Nickel, 2005), Heterogenisierung der Erwerbsverlaufsmuster von Männern und Frauen (Schmidt und Schmitt, 2005), Reorganisationen, insbesondere Vermarktlichung von Unternehmensstrukturen (Sauer et al., 2005) sowie eine generelle Erhöhung der Ansprüche an die Erwerbstätigen, die durch den auf Dauer gestellten Wandel der Produktionsprozesse generiert wird. Gleichzeitig steigt, wenn auch primär in Form von Teilzeitarbeit, die Integration von Frauen, insbesondere Müttern in die Erwerbsarbeit, was soziologisch als verstärkte Verschränkung der beiden Lebenssphären gedeutet werden kann. In einer

* Andreas Lange, DJI München, Abteilung Familie und Familienpolitik, Nockherstrasse 2, 81541 München, lange@dji.de.

** Peggy Szymenderski, Promovendin an der TU Chemnitz, Professur Industrie- und Techniksoziologie, Reichenhamer Strasse 41/II, D-09126 Chemnitz.

1 Für wertvolle Überarbeitungshinweise danken wir den GutachterInnen und Dr. Beat Fux. Die Erstellung des Aufsatzes profitierte von der gemeinsamen Arbeit im Projekt «Entgrenzte Arbeit – entgrenzte Familie» mit Frau Dr. Karin Jurczyk, DJI München e.V.

Analyse dieser gegenseitigen Verschränkungen sehen wir einen zentralen Beitrag für die übergreifende Debatte um den Wandel von Familie. Disziplinenpolitisch orientieren wir uns an der Beobachtung von David Morgan (1996, 33), der die Zukunft der Familienwissenschaften in deren gesteuerten Entgrenzung sieht: «With one turn we see a blending of the distinctions between home and work, family and economy, and the idea of household comes into focus. With another turn, the apparently solid boundaries of the household dissolve and we see family and kinship, and possibly other relationships spreading out across these fainter boundaries.»

Heutige Familien in westlichen «postfordistischen» Dienstleistungs- und Wissensgesellschaften, so unsere These, unterscheiden sich wesentlich von den Familien der «fordistischen» Phase durch eine intensivierte Inklusion der Eltern in das System der Erwerbsarbeit. Die Inklusion sowohl in Familie als auch in Erwerbsarbeit lässt sich anhand der zeitlichen, sachlich-inhaltlichen und emotionalen Dimensionen beschreiben und mündet in ein zentrales Dilemma postfordistischer Gesellschaften, das nicht die Individuen und Familien alleine auflösen können, wie es die Redeweise von der Vereinbarkeit suggeriert. Der Ausdruck «Vereinbarkeit» unterstellt, dass Familie und Beruf miteinander vereinbart werden können, gehe es doch lediglich darum, Hindernisse zu überwinden, die im Prinzip überwindbar wären. Es geht aber um Grundsätzlicheres: «The new workplace requires even more investment in knowledge than in the past, and families are crucial to such knowledge formation, especially for children but also for adults. The new workplace, however, contributes to greater instability in the child-centered nuclear family, degrading the very institution crucial to further economic development.» (Carnoy, 2000, 110).

1.2 Ein subjektorientierter, zeit- und emotionssensibler Blick auf die Familie heute

Wir stellen für eine Diagnose der Situation von Familie heute die alltäglichen Herausforderungen in den Vordergrund. Hier kommt aufgrund von Entgrenzungen sozialer Sphären und vermehrter intersystemischer Beziehungen sowie der Uneindeutigkeit sozialer Bezüge erstens dem Umgang mit Zeit eine überragende Rolle zu. Alltag zeichnet sich zweitens durch einen vielgestaltigen, bis in die feinste Faser der individuellen wie familialen Lebensführung geprägten affektiven Austausch aus. Liebe, Eifersucht, Freude, Irritation, Ärger, gegenseitige Fürsorge: diese Gefühlsklaviatur zeigt, was Familie und Partnerschaft für den Grossteil der Menschen ausmacht. Nur die Dominanz bestimmter wissenschaftlicher und öffentlicher Diskurse im Feld von Familie mag plausibel machen, dass diese Grundkontur menschlichen Handelns und Erlebens vernachlässigt worden ist. Diese «Gefühls-Abstinenz» erstaunt noch mehr, wenn man sich die breite Debatte zu Emotionalität in den einschlägigen Nachbardisziplinen von der Philosophie über die Kulturwissenschaften bis zur Psychologie ansieht (Kiesow und Korte, 2005; Labouvie, 2004;

Landweer, 2004); wenn man sich vergegenwärtigt, dass Emotionalität die Grundlage der kognitiven Entwicklung darstellt (Dornes, 2005); und wenn man zur Kenntnis nimmt, dass selbst eine auf den ersten Blick wenig gefühlsaffine Theorierichtung wie die Rational Choice-Ansätze durchaus sinnvoll um emotionale Komponenten erweitert werden kann (Schnabel, 2005) und somit eine Soziologie der Emotionen (Flam, 2002) auf eine Fülle interdisziplinärer und innerdisziplinärer Quellen zurückgreifen kann. Profitieren könnte der soziologische Zugriff vor allem von den methodischen Innovationen, die in der Psychologie die «ambulante» Erfassung der Emotionen im Familien- und Paaralltag ermöglichen (Perrez et al., 1998; Perrez, 2002).² Eines der ambitioniertesten familienwissenschaftlichen Projekte der jüngeren Zeit in den USA hebt diesen wichtigen Forschungsstrang bekräftigend ausdrücklich hervor, dass die veränderte Form der Erwerbseinbindung hinsichtlich ihrer für die Familie bedeutsamen Folgen, gerade auch was den Alltag sowie den Gefühlshaushalt angeht, untererforscht ist: «Yet despite the fact that most middle-class parents are employed, how work affects the lives and well-being of parents and their children remains relatively unexplored.» (Schneider und Waite, 2005, 3).

Diesen zweifachen Wandel der Arbeits- und Familienverhältnisse und die in beiden Sphären erhebliche Bedeutung von Gefühlen – sowohl als Ressourcen und Restriktionen sowie als unabhängige wie abhängige Variablen – rücken wir in diesem Beitrag in den Vordergrund. Wir werden argumentieren, dass für ein adäquates Verständnis der Situation von Familie heute nicht alleine die Familienformen und -strukturen sowie ihre institutionelle Einbettung von Bedeutung sind, auch wenn diese Faktoren gerade mit Blick auf das Wohlbefinden von Kindern ein legitimes Forschungsfeld darstellen (z. B. Amato, 2005). Es verspricht einen heuristischen Gewinn, Familien unter der Perspektive zu betrachten, was in ihnen geschieht und wie dieses Geschehen durch die vielfältigen Schnittstellen, mit denen die Familie mit anderen Institutionen und Systemen interagiert, geprägt und gesteuert wird. Aber im Umkehrschluss ist ebenso zu eruieren, wie Familie auf diese Systeme zugreift. Aufgrund des derzeitigen mehrdimensionalen und wenig eindeutigen Strukturwandels in der Erwerbwelt und der Tatsache, dass die Erwerbsarbeit für viele Familien den ausschlaggebenden Taktgeber im Alltag darstellt, ist es unerlässlich genauer der Frage nachzugehen, wie Familien diese

2 In der Schweiz sind im Rahmen eines Nationalen Schwerpunktprogrammes einige Projekte durchgeführt worden, die zum Teil interdisziplinär der Rolle der Emotionsregulation in Familien, auch in unterschiedlichen Phasen der Familienbiographie und bei Variation der Arbeitsbedingungen, die in das Familienleben übergreifen, behandeln. Sie stellen eine wertvolle empirische Basis für eine Weiterentwicklung der in diesem Aufsatz angestellten grundsätzlicheren Überlegungen dar, die vorwiegend konstitutionstheoretisch und disziplinenpolitisch auf das *Gesamtbild von Familie* heute in westlichen postindustriellen Gesellschaften und den Beitrag einer emotions- und zeitsensiblen Zugangsweise abzielen. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit den Schweizer Ergebnissen, gerade im Konfrontation mit dem jüngst in den USA durchgeführten «500-Families-Projekt» (Schneider und Waite, 2005) wäre reizvoll, würde aber den Rahmen dieses Aufsatzes sprengen.

arbeitsweltlichen Veränderungen verarbeiten. Was kennzeichnet das «Doing Family» (Jurczyk und Lange, 2002), die Familie als alltägliche Herstellungsleistung vor der Folie zunehmender Entgrenzung sozialer Sphären, von Flexibilisierungen der Erwerbsbedingungen und unsicheren, kontingenteren Lebensperspektiven? Die emotionalen Elemente dieser Herstellungsleistungen im Spannungsfeld von Familien- und Erwerbsarbeit wurden bis vor kurzer Zeit in der soziologischen Familienforschung randständig behandelt, und hier in besonderer Weise wiederum die unbestreitbaren positiven Facetten des familialen Gefühlshaushalts: «Not only do we have a limited understanding of emotional process within families, we have a very limited understanding of positive emotions within this realm. Our theories would be more complete if we were to examine happiness, joy, leisure satisfaction, balance, gratification, marriage and parenting successes, and the positive dimensions of care» (Daly, 2003, 776).

Wir versuchen uns diesem komplexen Feld im vorliegenden Artikel anzunähern. Das tun wir mit Blick auf das System des Wirtschaftens und Arbeitens, da sich dort ebenfalls in auffälliger Art und Weise Aspekte der Aufwertung von Emotionalität in Prozessen der Produktion wie des Konsums beobachten lassen. Damit setzen wir einen weiteren Akzent, denn unserer Ansicht nach sollte die Familienforschung sich offensiver als Beitrag zur Gesellschaftsdiagnose sowie zur allgemeinen Soziologie begreifen. Umgekehrt kann eine Gesellschaftstheorie heute von einem tiefenscharfen, Widersprüche und emotionale Ambivalenzen nicht aussparenden Bild von Familie in ihrer Wechselwirkung mit anderen gesellschaftlichen Teilsystemen profitieren. Ein Erfolg versprechendes Deutungsmuster für dieses Unterfangen stellt dasjenige der «Entgrenzung» dar (Gottschall und Voss, 2003; Kratzer et al., 2004).

2 Zum veränderten Stellenwert von Emotionen in Familien im Übergang von der fordristischen zur postfordristischen Gesellschaft

2.1 Durchsetzung des bürgerlichen Familienmodells: Liebe und Affektivität als konstitutive Kerne von Familie

Im Übergang von der vorindustriellen/agrarisch-handwerklichen zur kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung kam es zu einer Auslagerung der Erwerbsarbeit aus dem Familienverband und der zeitlichen, räumlichen und sinnbezogenen Aufspaltung der Arbeitsbereiche in Betrieb und Haushalt (Gestrich, 2003). Die Ausbreitung der bezahlten Lohnarbeit zur kulturell dominanten Erwerbsform bewirkte die räumliche Trennung des privaten Familienlebens von der Erwerbsarbeit der Männer in Ämtern, Büros, Geschäften, Werkstätten und Fabriken. In enger Wahlverwandtschaft dazu setzte sich sukzessiv eine Anerkennung des bürgerlichen Familienmodells durch. Das geschah zuerst auf der Ebene von

Weltanschauung und Ideologien, Schritt für Schritt vollzog sich eine Umsetzung als gelebte Privatheitsform, mit einem Höhepunkt der Durchsetzung im «golden age of marriage and the family», hierzulande in den sechziger und siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts: Der Mann geht tagsüber seiner Lohnarbeit nach, während die Frau zu Hause bleibt, den Haushalt führt und die Kinder erzieht. Da die Ehepartner keine gemeinsame produktive Erwerbsarbeit mehr verrichteten, waren sie auf eine intensivere Kommunikation nach der Arbeit verwiesen. Das verlieh den privaten und intimen Beziehungen mehr Eigenwert – die Rationalität des Betriebes trat der Sentimentalität der Familie gegenüber. Folgenreiche Konsequenz daraus war eine verstärkte Grenzziehung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit. Allerdings soll nicht der Eindruck erweckt werden, man habe es mit einem ungebrochenen, geradlinigen Geschehen zu tun. Die Sozial-, Wirtschafts- und Mentalitätsgeschichte der jüngeren Zeit zeichnet in hoher Auflösung und unter besonderer Berücksichtigung ländler- und regionalspezifischer Ausprägungen die vielen Widerstände und die gebrochenen Aneignungsformen des bürgerlichen Familienmodells nach. So belegt Heinemann (2004) die innerhalb der deutschen Sozialdemokratie um Deutungsdominanz ringenden Auffassungen über die Notwendigkeit und Angemessenheit von Familie als privatem Hort von Glück und Produktivität in Form der «respektablen Arbeiterfamilie» auf der einen und die Ablehnung des bürgerlichen Familienmodells auf der anderen Seite. Dass die tiefe Zerrissenheit zwischen der Zuweisung der Erwerbsarbeitssphäre zu den Männern und dem Streben der Frauen, diesen Bereich für sich neben der privaten Sphäre zu gewinnen, ebenfalls nicht erst in den aktuellen Konstellationen aufscheint (Lange et al., 2005), sondern schon ein Merkmal des ebenfalls dramatischen sozialen Wandels um 1900 ist, arbeitet Kessel (2004) heraus. Ferner gelingt es dieser Autorin den Sinn dafür zu schärfen, dass die Polarisierung in einen emotional aufgeladenen, weiblichen, privaten und einen eher sachlich-neutralen, männlichen Bereich im historischen Fluss sehr variabel gestaltet war und sich nach sozialen Milieus und Klassen grundlegend unterschied.

Die Familie entwickelte sich in einem in sich sehr widersprüchlichen und mehrphasigen Prozess in der Vorstellung der Akteure zu einem abgegrenzten Ort unabdingbarer affektiver Verbundenheit zwischen den Ehegatten und den Kindern. Auch die Ehe wurde durch die Breitenwirkung des romantischen Liebescodes zu einem Vergemeinschaftungsmodus zweier Individuen und löste sich von der rigiden sozialen Kontrolle, wie sie in der frühen Neuzeit noch ausgeübt worden war. Zudem konzentrierte sich das symbolische Universum auf die Kleinfamilie. Familien bauten durch Rituale – bspw. durch die Ritualisierung von Familienmahlzeiten, Geburtstagen u. a. m. (Gillis, 1997) – einen mit starken Gefühlen aufgeladenen Mikrokosmos der Zusammengehörigkeit auf. Diese symbolisch-emotionale Aufladung macht sie allerdings auch anfälliger für Störungen von innen und aussen. Erwartungen des Glücks durch das Familienleben wurden so intensiv,

dass Enttäuschungen nicht ausbleiben konnten (Gillis, 1997; Maihofer, 2004; Sieder, 1998). Den Ausnahmeharakter der grossflächigen Realisierung dieses Modells hat jüngst die Historikerin Coontz (2005, 229) auch in ihren sozial-kulturellen Konsequenzen markant hervorgehoben: «The long decade of 1950, stretching from 1947 to the early 1960s in the United States and from 1952 to the late 1960s in Western Europe, was a unique moment in the history of marriage. Never before had so many people shared the experience of courting their own mates, getting married at will, and setting up their own households. (...) The cultural consensus that everyone should marry and form a male breadwinner family was like a steamroller that crushed every alternative view.»

2.2 Erschütterungen des bürgerlichen Modells – mütterliche Erwerbstätigkeit, Bildungsexpansion und die neue Aufgabe «Partnerschaftlichkeit»

Ein nachhaltiger Geltungsverlust des bürgerlichen Modells, gleichsam ein «perfect storm» (Coontz, 2005), wurde durch die wachsende Erwerbsbeteiligung verheirateter Frauen und Mütter in den späten 1960-er Jahren angestoßen, mit vielen Nuancierungen nach Schicht und Milieu (Burkart und Kohli, 1992; Sommerkorn und Liebsch, 2002). Galt es gerade in Deutschland selbst für Arbeiter in der Hochzeit des Fordismus, also in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts, als erstrebenswert, dass verheiratete Frauen spätestens mit der Geburt des ersten Kindes ihre Erwerbsarbeit aufgeben konnten, begannen diese sich nun auf eine Erwerbsarbeit bis zum Ruhestand einzustellen. Schon in der frühen gesellschaftlichen Phase der Erwerbsintegration in den fünfziger und sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts waren Frauen mit tief greifenden emotionalen Ambivalenzen konfrontiert – generiert auf der einen Seite durch das Bedürfnis nach Kommunikation und die Aussicht auf eigenes Geld, die eine starke Attraktionskraft ausübte, und auf der anderen Seite durch das durch die bürgerliche Moderne besonders in Deutschland fest installierte Leitbild der «guten Mutter» (Schütze, 1986), das im Prinzip ein Rund-um-die-Uhr-Dasein für das Kind und die Familie vorsieht.

Hinter der partiellen Auflösung des bürgerlichen Familienverständnisses und den damit korrespondierenden Lebensformen steht aber nicht alleine die Erwerbsintegration. So ist die Bildungsexpansion ein soziales Phänomen, das für Frauen einen Zuwachs eben nicht nur an formaler Qualifikation mit sich gebracht hat, sondern gleichzeitig das Bedürfnis genährt hat, das erworbene Wissen am Markt einzusetzen und sich als individuelle Person in der Erwerbsarbeit zu verwirklichen. In jüngerer Zeit treten zu den inhaltlichen Erwerbsorientierungen wieder vermehrt materielle Notwendigkeiten eines zweiten Familieneinkommens: sinkende Löhne der Männer, Rückgang sozialstaatlicher Transfers, Anstieg von Ansprüchen an gelingendes und qualitätsvolles Familienleben und insbesondere der Aufwand, der für die Kinder betrieben wird, um deren Vereinsmitgliedschaften, Spielzeug und Bildung, kurz: die «Arbeit am Kind» (Rerrich, 1983), zu finanzieren.

Die gestiegene Erwerbsorientierung der Frauen sowie die mit der Bildung einhergehenden veränderten Ansprüche an die gesamte Lebensführung implizieren keine Absage an die Familie als Lebensform. Sie gehen aber einher mit einer erhöhten Wertschätzung der partnerschaftlichen Paarbeziehung in der Ehe. Über diesen neuen, in der Literatur der neuen Sachlichkeit als historische Leitsemantik vorbereiteten Code (Reinhardt-Becker, 2005, insbes. 309) dringen private und öffentliche Auseinandersetzungen um die Aufteilung der Pflichten und Arbeiten, um die *Vereinbarkeit* von Familie und Beruf sowie eine weitere Aufwertung der Beziehung zu den weniger werdenden Kindern in das Kerngehäuse der Familien hinein. Es rückt somit ein spannungsreiches Verhältnis von Partnerschaftlichkeit in der Paar- sowie in den Eltern-Kind-Beziehungen mit dem *Liebescode* ins Blickfeld. Daraus ergibt sich in der Praxis alltäglicher Lebensführung ein permanentes Spannungs- und Irritationspotenzial, mit dem umzugehen zu den wesentlichen Herausforderungen (post-)modernen Familienlebens geworden ist. «Die Funktion von Partnerschaft besteht daher vor allem darin, durch die Hereinnahme gesellschaftsweiter institutionalisierter Werte, wie zum Beispiel Gerechtigkeit, Gleichheit der Geschlechter, Individualismus und Selbstverwirklichung, die gesellschaftliche Legitimität der Paarbeziehung sowie ihre Verträglichkeit mit anderen gesellschaftlichen Institutionen und damit ihre Anbindung an die Gesellschaft zu gewährleisten. Das bedeutet allerdings auch, dass das Modell der Partnerschaft die Absonderung der Paarbeziehung gegenüber der Gesellschaft tendenziell aufhebt, ihre Autonomie als eigenständige Wertsphäre reduziert» (Koppetsch, 2005, 104). Liebe hingegen verlangt eine eigenständige, vom Markt und der Erwerbsarbeit abgekoppelte Handlungslogik.

Das skizzierte Spannungsfeld der beiden Modelle, insbesondere der damit einhergehende kommunikative Aushandlungsaufwand, erfährt eine weitere Aufladung durch inhaltliche Veränderungen des Wirtschaftens und Arbeitens. Diese sind ein, wenn auch nicht der einzige Faktor, der es sinnvoll erscheinen lässt, vom Ende einer Entwicklungslogik und einer Gesellschaft im Übergang zu sprechen. Gemeint ist die Ablösung einer industriegesellschaftlichen Hochmoderne, die durch eine kompakte Figuration von sich gegenseitig stützenden Institutionen gekennzeichnet war (Beck und Lau, 2005, 109 ff.): durch einen Nationalstaat, fordistische Unternehmen, die fordistisch-bürgerliche Familie, den Wohlfahrtsstaat und einer damit korrespondierenden Sequenzierung des Lebenslaufs und der Geschlechterrollen. Diese Institutionen stabilisierten sich gegenseitig durch das Ziehen trennscharfer Linien, durch eindeutige Zuordnungen von Handlungslogiken. Genau diese Trennschärfe ist es, die verloren ging, wofür wichtige Triebfedern die *Entgrenzungen* sozialer Sphären und des Wirtschaftssystems waren.

3 Wirtschaften und Arbeiten im «flexiblen Kapitalismus»

3.1 Entgrenzungen und Subjektivierungen von Arbeit

Eine Vielzahl von Studien konstatiert einen tief greifenden und vieldeutigen Strukturwandel der Erwerbwelt (Bender und Grassl, 2004; Kratzer, 2005; Kühl, 2004). So öffnen sich betriebliche Binnenräume für marktorientierte Steuerungs- und Koordinationsmechanismen. Erodierende Normalarbeitsverhältnisse machen die Unterscheidung in interne und externe Arbeitsmärkte unklarer. Die Grenzen von Arbeits- und Lebenswelt verwischen zunehmend im Gefolge zeitlicher, räumlicher und sozial-institutioneller Flexibilisierung von Arbeit (vgl. hierzu Bauer et al., 2004). Des Weiteren wird die Trennung von Person und Arbeitskraft zumindest teilweise durch neue Managementkonzepte der Selbstorganisation und Selbststeuerung aufgehoben (Boltanski und Chiapello, 2003).

Entgrenzung figuriert als Chiffre und als sensibilisierendes Konstrukt für diese unterschiedlichen empirischen Entwicklungsstränge. Obwohl vornehmlich in den Kontexten der Industrie- und Arbeitssoziologie entwickelt, lässt sich dieses Konzept auch in der Gesellschaftstheorie finden, fasst sukzessive Fuss in verschiedenen «Bindestrichsoziologien» und ist mittlerweile als analytisches Konzept in die deutsche Sozialberichterstattung eingegangen, um die veränderten Anforderungen an Bildung und Betreuung im 21. Jahrhundert zu erfassen (BMFSJ, 2005). Gottschall und Voss (2003) haben die noch junge Begriffsgeschichte aufgearbeitet und resümieren die Essenz dahingehend, dass das Bild einer zunehmenden Brüchigkeit, Ausdünnung und auch Virtualisierung bis dahin sicherer Ab-Grenzungen von und zwischen Sphären hilfreich war, um Aspekte einer forcierten Modernisierung von Gesellschaft wenn schon nicht umfassend verstehen, so doch zumindest benennen zu können. Prozesse, in denen die unter bestimmten historischen Bedingungen entstandenen sozialen Strukturen der regulierenden Begrenzung sozialer Vorgänge partiell oder ganz aufbrechen, lassen sich demnach als Entgrenzungen bezeichnen (Kirchhöfer, 2004). In vielen Phänomenbereichen wurde vor dieser Folie erkennbar, dass ausser den nationalen und politischen Grenzen andere über Jahrzehnte gewohnte und daher kulturell normalisierte Grenzen und soziale Zuordnungen fluide wurden: das Spektrum reicht von den Geschlechterbeziehungen über die personalen Identitäten, von den verschwimmenden Alters- und Generationszuordnungen bis hin zu den hier im Vordergrund stehenden Entgrenzungen des Arbeitens, die sich wiederum facettenreich präsentieren (Gottschall und Voss, 2003). Keineswegs darf man Entgrenzungen reifizierend verwenden und sie als linearen Trend miss verstehen, weil sie oftmals neuartige Strukturierungen und Grenzziehungen provozieren (Deiss und Schmierl, 2005):

- Fast schon «normal» ist zwischenzeitlich die massive zeitliche Entgrenzung der Arbeits- und Beschäftigungsverhältnisse (Bauer et al., 2004).
- Die räumliche Entgrenzung ist für eine steigende Zahl von Beschäftigten, die pendeln oder wechselnde Arbeitsorte haben, schon Alltag; dies gilt gerade und auch für Personen mit Familienbezügen (Schneider, 2005).
- Schon in der Schule lernt man, dass berufliches Umlernen und beruflicher Wechsel (fachliche Entgrenzung) zur Normalität werden können.
- Feste Sozialbezüge durch einen langjährigen Kollegenkreis und eine dauerhafte Verortung in einer Abteilung werden seltener.
- Emotionale Entgrenzungs- und auch Übertragungsprozesse zwischen den Lebensbereichen vermehren sich. Es ist nicht mehr eindeutig klar, dass Arbeit die Sphäre nüchtern Rationalität ist und die Emotionen nur *zu Hause* ihren Platz haben.

Um die vielfältigen Konsequenzen von Flexibilisierung, Dynamisierung und Entstandardisierung für die Erwerbspersonen systematisch zu erfassen, wird derzeit das Konstrukt der Subjektivierung von Arbeit (Lohr und Nickel, 2005) genutzt. Nicht alleine die Veränderungen der betrieblichen Arbeitsorganisation stehen im Mittelpunkt der neueren Arbeitsforschung, sondern vor allem die Rolle des arbeitenden Individuums in der entgrenzten Gesellschaft, das offensichtlich mit neuen Gestaltungsanforderungen und -möglichkeiten konfrontiert ist. Subjektivierung umschreibt verschiedene Entwicklungstendenzen einer gesteigerten Bedeutung des Subjekts für den Rationalisierungsprozess in einer Wissens- und Dienstleistungsgesellschaft. In den informatisierten und digitalisierten Arbeitswelten entstehen neue Eignungsprofile, die sich an Idealen kognitiver und sozialer Kompetenz orientieren. Kreativität und Intelligenz bilden ebenso wie bislang vorrangig als weiblich konnotierte Eigenschaften – Intuition, Reflexivität, soziale Kompetenz und Verantwortung für die Gruppe – Schlüsselqualifikationen des zeitgenössischen Arbeitssubjekts (Boutang, 2003). Das Abrufen subjektiver Potenziale von Beschäftigten durch Wirtschaftsorganisationen resultiert in einer stärkeren Einbindung individueller Ressourcen, inklusive der Emotionalität, in die Produktion von Gütern wie Dienstleistungen gleichermaßen. Für die Erwerbspersonen stellt sich das Problem, angesichts der intensiveren Inklusion, die neben der zeitlichen auch eine räumliche sowie eine emotional-inhaltliche Komponente umfasst, aktiv Grenzen konstruieren zu müssen (Nippert-Eng, 1996). Die Beschäftigten müssen selbst die erforderliche und konkrete Strukturierung, Steuerung und Überwachung des Arbeitsprozesses übernehmen, inklusive der Interaktionsbeziehungen am Arbeitsplatz, was wiederum mit Ambivalenzen verknüpft ist (Krömmelbein, 2004): Horizontale Arbeitskommunikationen in flachen Hierarchien können Identität und Wohlbefinden fördern – da aber Erwerbsarbeit durch zeitliche und marktliche Imperative der Erzielung von Profit strukturiert bleibt, kann es zu neuen Formen kommunikativen Stresses kommen.

Insgesamt nehmen also simultan die Freiheit von Fremdbestimmung und die Verpflichtung zur Selbst-Kontrolle und Selbst-Gestaltung (Sieder, 2004) zu. Voss und Pongratz (1998) diagnostizieren deshalb die Herausbildung eines neuen Typus von Arbeitskraft, der sich in entscheidenden Merkmalen von der bisher vorherrschenden Grundform des lohnabhängigen, berufsisierten und auf eine eher reaktive Arbeitsausführung in fest vorgegebenen Strukturen ausgerichteten Arbeitnehmers unterscheidet, und den man als «Arbeitskraftunternehmer» bezeichnen kann. Seine drei charakteristischen Merkmale, Selbst-Kontrolle, Selbst-Ökonomisierung und Selbst-Rationalisierung, sind ein wichtiges Indiz für ein Arbeiten ohne Ende. Immer mehr setzt sich eine zweckgerichtete, alle individuellen Ressourcen gezielt nutzende Durchgestaltung der gesamten Lebensführung durch, die in neuer Qualität systematisch auf den Erwerb ausgerichtet wird.

Der Trend zu steigender Selbstkontrolle ist dabei eng verbunden mit der Anforderung an ein komplexes und intensiveres Gefühlsmanagement (Lupton, 1998). Neckel (2004) macht deutlich, dass die individuelle Auseinandersetzung mit Gefühlen eine permanent zu leistende Aufgabe für die Akteure zwischen neuen Zwängen und neuen Freiräumen im flexiblen Kapitalismus darstellt. Er spricht daher von einer Subjektivierung des Gefühlsmanagements. Dazu benötigt der «emotionale Entrepreneur», der Unternehmer in Sachen Gefühlsleben eine gesteigerte Selbstreflexivität. Die eigenen und die Gefühle anderer richtig zu lesen, Emotionen zu verstehen und emotionales Wissen einzusetzen, zeichnet den reflexiven, emotional intelligenten «Gefühlsjongleur» aus (Ernst, 2005).

3.2 Die «Gefühlswirtschaft» oder Emotionen als Produktionsfaktor

Markant an der neuen Arbeitsorganisation ist die eingeforderte Eigensteuerung der Arbeitenden und der Einsatz all ihrer kreativen, sozialen, kognitiven und insbesondere auch emotionalen Potenziale sowie ihrer Anpassungsfähigkeit an sich schnell wechselnde Marktbedingungen. Emotionen in der Erwerbswelt gewinnen auch deshalb an Gewicht, weil sie nicht mehr, wie zu Hochzeiten ein möglichst zu kontrollierender, ja eliminierender, sondern vielmehr ein gewünschter Faktor zur Optimierung prinzipiell aller Betriebs- und Produktionsabläufe, also ein wichtiges Wirtschaftsgut (Lange, 2005) geworden sind. Paradigmatisch lässt sich das am expandierenden Dienstleistungssektor ablesen. Hochschild beschreibt in ihrer klassischen Studie (1990) die in verschiedenen beruflichen Kontexten geltenden Gefühlsregeln (feeling-rules), die angeben, welche Emotionen in welchen Situationen angemessen sind und daher zugelassen werden sollten. Sie zeigt, dass die Flugbegleiter unter dem Druck stehen, den Fluggästen gegenüber nur positive Gefühle wie Mitgefühl, Herzlichkeit und Freude zu zeigen. Die Flugbegleiter sollen sich vorstellen, die Passagiere wären Gäste in ihrem Wohnzimmer. Ihre Aufgabe ist es, diesen zu schmeicheln und sie liebevoll zu betreuen. Im Unterschied dazu sollen die Geldeintreiber die Schuldner mit Aggressionen und Verachtung

konfrontieren. Ihre Rolle ist es, sie zu beleidigen, sie klein zu kriegen und ihren sozialen Status zu minimieren.

Emotionalität wird in immer mehr Sektoren und Branchen nicht mehr als lästige Begleiterscheinung im Produktionsprozess betrachtet, sondern als förderliche Bedingung für Produktivität, Effizienz, Teamarbeit und Mitarbeiterführung sowie als kreativitäts- und motivationssteigernden Faktor. Damit steigen allerdings auch die Anforderungen an den Umgang mit Emotionalität in Form von Engagement, Konflikt- und Teamfähigkeit sowie der Auseinandersetzung mit Kunden und Klienten in Dienstleistungsinteraktionen.

Was auf der einen Seite als Bereicherung des Arbeitsprozesses erlebt wird, impliziert auf der anderen Seite neue Formen der Belastung, die von den Beschäftigten als Einschränkungen ihres psychischen Wohlbefindens beschrieben werden. Auf die emotional fordernden Anforderungen einer widersprüchlichen Arbeitswelt und das Eindringen der Arbeit in das Privatleben reagieren die Individuen mit Symptomen der Überforderung. Ehrenberg (2004) legt eine Zeitdiagnose vor, in der er die rapide Zunahme depressiver Erkrankungen als das paradoxe Resultat eines sozialen Individualisierungsprozesses deutet. Auf der Basis eines reichen Fundus unterschiedlichster Materialien entwickelt Ehrenberg die These, dass sich die psychischen Krankheitsbilder in den letzten Jahren verschoben haben; von den Neurosen als Leidenssymptomen an einer repressiven, die Individuen einengenden Gesellschaft, hin zur Massendepression. Letztere interpretiert der Autor als Symptom einer neuen Überforderung, die sich aus der permanenten Aufforderung ergibt, aktiv als Unternehmer des eigenen Selbst mit den dazu passenden Gefühlsinszenierungen tätig zu sein.

4 Veränderungen im Verhältnis von Familien- und Erwerbsarbeit als Transformation des Privaten

4.1 Zeitnot im Alltag als Indiz für Grenzverschiebungen zwischen Wirtschaft und Familie

Die intensivierte Inklusion der erwachsenen Familienmitglieder in die Erwerbsarbeit als Ergebnis der skizzierten wirtschaftsorganisatorischen Prozesse und der Zunahme des Anteils zweier erwerbstätiger Eltern hat Konsequenzen für die Familie als Sozialform sowie für die Verständnisse der Akteure von Familie. Es findet eine wenig beachtete Transformation des Privaten statt, denn die veränderten Erwerbsbedingungen müssen in den familialen Alltag integriert werden. Die schon in der ersten Moderne zu beobachtenden Ambivalenzen und emotionalen Spannungen auf der biographischen und der alltäglichen Ebene – zu nennen sind hier insbesondere die weiblichen Tätigkeitsanforderungen, die durch die widersprüchliche Verknüpfung von Aktivitäten und Bereiche gekennzeichnet sind (Jurczyk, 2005, 107) –

werden durch Prozesse der Entgrenzung sowie durch die Subjektivierung von Arbeit in Zeiten des postfordistischen Übergangs noch forciert (Jurczyk et al., 2005).

Ein wichtiges Indiz ist eine erlebte Intensivierung des Alltags (Nolan, 2002). Familiale Zeitnot wurde insbesondere durch die Arbeit von Hochschild (2002) zu einem Thema auch der breiteren Öffentlichkeit. Viele Studien in ganz unterschiedlichen Nationen wie den USA, Grossbritannien und Deutschland erhärten diesen Befund (Ludwig et al., 2002; Moen, 2003; Nolan, 2002). An erster Stelle steht dabei das Gefühl zu wenig Zeit für den Nachwuchs zu haben, gefolgt vom Zeitmangel für die Partnerschaft und für sich selbst. Zeitnot wiederum geht einher mit Einbussen der berichteten Lebensqualität (Nomaguchi et al., 2005). Dass man es mit einem säkular sich verschärfenden Problem zu tun hat, illustriert Winslow (2005) für die Vereinigten Staaten. Ein Vergleich zweier Untersuchungen aus den Jahren 1977 und 1997 liefert Belege dafür, dass

- a) das berichtete Ausmass an Interferenzen zwischen Familie und Arbeitswelt insgesamt zugenommen hat;
- b) auch erwerbstätige Männer im historischen Verlauf stärker in einen Zwiespalt zwischen beiden Lebensphären geraten sind;
- c) insbesondere Eltern verglichen mit anderen Gruppen von Erwerbstätigen von einem intensiven Konfliktfeld zwischen Arbeit und Familie betroffen sind.

Jacobs und Gerson (2004) untermauern und erweitern diese Befunde, indem sie auf die unterschiedliche Betroffenheit von Symptomen der Zeitnot in unterschiedlichen Schichten sowie sozialen Gruppen hinweisen. Die in den USA ausgeprägte Polarisierung der Arbeitszeiten und ihre Bindung an Qualifikation und Schicht führen zu einer Spaltung zwischen Bevölkerungssegmenten. Auf der einen Seite gibt es Eltern mit vielen monetären Ressourcen und guter Ausbildung, die aber sehr viel Zeit in ihre Erwerbsarbeit investieren müssen, um an der Spitze bleiben zu können. Ihre Zeitnot wird zudem durch ihre Erziehungs- und Bildungsmaximen vergrössert, die auf eine anspruchsvolle und vor allem permanente Förderung des Nachwuchses hinauslaufen. Auf der anderen Seite sind aber auch die Eltern zu beachten, die aufgrund von Erwerbslosigkeit eigentlich keine Zeitnot erfahren dürften. Aber auch hier tun sich spezifische Problematiken auf.

Für Deutschland liegen ähnliche Befunde vor. Die familienwissenschaftliche Stressforschung kommt bereits Mitte der neunziger Jahre zum Ergebnis, dass hinsichtlich der Häufigkeit vorkommender Belastungen «Hektik und Zeitdruck» bei Männern wie bei Frauen die Spitzenposition einnehmen (Oberndorfer, 1996, 15 f). In einer lokalen Studie wurde deutlich, dass zwei Drittel der befragten berufstätigen Mütter unter «erheblichem Zeitstress» oder «ständiger Zeitknappheit» leiden. Dass etwa ein Drittel der befragten Frauen Zeitstress mittlerweile als

«normalen Zustand» empfindet, ist sehr bedenkenswert (Senatsamt für die Gleichstellung, Hamburg, 2001, 19).

Woher kommt nun diese chronische gefühlte Zeitnot? Die Entwicklung der Gesellschaft in Richtung einer *24/7-Gesellschaft*, die sich insbesondere im Wirtschaftsbereich nicht mehr mit dem Normalarbeitstag bedienen lässt, bedeutet für viele Familien, dass Eltern als Paar nicht nur insgesamt mehr Erwerbsarbeitszeit aufbringen, sondern auch vermehrt zu atypischen und oftmals nicht überlappenden Arbeitszeiten erwerbstätig sind (Presser, 2003). Auf der einen Seite mag es zutreffen, dass atypische Arbeitszeiten für manche Familien eine Ressource zur flexibleren und den Bedürfnissen der Familienmitglieder angemesseneren Gestaltung des Alltags darstellen. Auf der anderen Seite müssen sie aber ihre atypischen Arbeitspläne auf der Paarebene und zusätzlich mit den Bedürfnissen der Kinder und anderer Familienmitglieder abstimmen (Stradzsins et al., 2004). Die flexiblen Arbeitszeiten von zumeist zwei Erwerbstägigen erzwingen oftmals, aufgrund der einseitigen Ausrichtung an betrieblichen Interessen (Eberling et al., 2004), mehr Abstimmungsbedarf in den Familien, sie machen u. a. die Betreuung kleiner Kinder zu einem «juggling act» und der Arbeitsdruck birgt ein erhebliches Konfliktpotenzial. «Wenn Frauen Karriere machen, spielt das Egalitätspostulat eine grössere Rolle in der Partnerschaft. Die Partner müssen sich bei Haushalt und Familiengründung mehr abstimmen. Es gibt Frauen, die sich um ihre Kinder kümmern, aber am liebsten arbeitszentriert weiterleben würden. Sie sind hin- und hergerissen und müssen zwischen beiden Welten stärker integrieren.» (Hoff zitiert in Süddeutsche Zeitung vom 27.02.2005).

Der Anstieg des Bildungsniveaus und der Erwerbsorientierung von Frauen bei gleichzeitiger Veränderungsresistenz der Arbeitsmarktstruktur, der öffentlichen Kinderbetreuung und der familialen Arbeitsteilungsmuster führt dazu, dass sich die Erwerbsintegration von Frauen nur durch individuelle Anpassung an unverändert traditionelle Rahmenbedingungen vollzieht. Im Alltag treffen verschiedene zeitliche Logiken des beruflichen, familialen und anderer öffentlicher Bereiche aufeinander (Jurczyk, 2000). Das «vermischtene Tun» (Ludwig et al., 2002) – Beruf, Familie, das nebenbei zu erledigende und stets Schnelle – führt zum alltäglichen Zeitstress.

Wir illustrieren dies im Folgenden anhand von Interviews, die von der Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (1995) in unterschiedlichen Berufs- und regionalen Milieus durchgeführt worden sind sowie weiteren Beispielen aus der Forschung. Eine Journalistin und Mutter von zwei Kindern macht deutlich: «Und ich sag ich wäre froh, wenn ich acht Stunden in einem Büro sitzen könnte. Jetzt kann ich nur so drei Stunden am Stück arbeiten, dann muss ich wieder aufstehen, Kinder abholen, einkaufen, wieder Kinder bringen also irgendwie. Oder die Kinder kommen um zwei nach Hause. Ich bin mit meinem Text nicht fertig. Dann tippe ich [...] ein Moment, ich muss noch meinen Text fertig machen. [...] Also das ist immer ein Stress [...]» Um unter diesen Vorzeichen gemeinsame Zeiten als Familie

herzustellen, sind tagtäglich Synchronisationsleistungen erforderlich, die in den meisten Fällen von Frauen erbracht werden. Dies gelingt nicht immer, so dass insbesondere die gemeinsame Zeit mit der Familie, aber auch mit dem Partner und damit die Qualität der Beziehung zu kurz kommt. Ein Journalist schildert: «Mei es gab schon immer so so brenzlige Situationen, also was weiss ich, wo's dann also wirklich über Wochen so auf die Minute abgepasst haben und uns nur noch die Kinder in die Hand gedrückt am. [...] Denn des muss mal wieder aufhören.» Solche Konstellationen sind auf Dauer nicht lebbar.

Entgrenzungen und Verflüssigungen zwischen Familienleben und Erwerbsarbeit erschweren die Herstellung von Familienzeit durch erhöhte Anforderungen an die Aufrechterhaltung bzw. als sinnvoll erachtete Aufweichungen der Grenzen zwischen beiden Sphären. Die oben skizzierten Tendenzen der Subjektivierung von Arbeit und die technologischen Innovationen verschränken beide Bereiche intensiver. Das trifft beispielhaft auf Erwerbstätige zu, die zu Hause arbeiten. Kleemann (2005) beschreibt familiale Zeitanforderungen als negative Zeitgeber. Die Erwerbsarbeit wird zumeist dazwischen erledigt. Die Eigenzeit der Individuen wird dabei ganz an den Rand gedrängt. Umgekehrt kann es passieren, dass der Couchtisch schon mal zum Schreibtisch umfunktioniert wird. Das geschieht insbesondere dann, wenn kurzfristig, zu unvorhersehbaren Zeiten Arbeit anfällt. «Naja und dann nehm ich meinen Laptop mit nach Hause [...] und dann kann das passieren, dass das also bis 12 Uhr aufgearbeitet wird und das kann also die ganze Woche lang so sein». Den Ansprüchen der anderen Familienmitglieder kann man dann nicht genügen. Damit steigt die Wahrscheinlichkeit familiärer Konflikte (Desrochers et al., 2005). Das spüren die anderen Familienmitglieder und die erwerbstätigen Mütter und Väter am eigenen Leibe: «Was ist bei mir noch Familie?», antwortet ein selbstständiger Fotojournalist auf die Frage nach gemeinsamen Unternehmungen mit seiner Familie. Sie sind zwischen Familienleben und Erwerbsarbeit hin- und hergerissen und sie plagt ein schlechtes Gewissen, weil die Anforderungen am Arbeitsplatz so steigen, dass die Bedürfnisse in der Familie nicht befriedigt werden können. Sie beschreiben und erleben ihr Familien- und Erwerbsleben oftmals als *Zerreissprobe* und emotionale Achterbahnfahrt – auch dann, wenn Erfahrungen in der Familie oder am Arbeitsplatz negative psychologische Konsequenzen für den anderen Bereich mit sich bringen, bspw. Stress, schlechte Stimmung, Depressionen oder fehlende körperliche Energie (Galinsky, 1999): «Weil do is ja praktisch scho, du gehst aussa vo da Firma, na muasst einfach obschoitn, na muasst' as vogessn, aussa es war amoi a grössers Problem, des host dann einfach no in Kopf drinnen.»

4.2 Wechselbäder oder das Spannungsfeld von Familien- und Erwerbsarbeit

4.2.1 «Spillover» und Emotionskaskaden in modernen Familien

Emotionale Austauschprozesse zwischen Arbeit und Familie sowie zwischen den Familienmitgliedern sind ein konstitutiver Bestandteil der «Arbeit des Alltags» (Jurczyk und Rerrich, 1993). Dieser Emotionstransfer wird mit dem Konzept des «Spillover» beschrieben und wurde bislang vornehmlich in der englischsprachigen Literatur diskutiert. Ein deutscher Klassiker hierzu sind die Arbeiten von Regina Becker-Schmidt (1983), vor allem weil hier schon auf die Spannungsfelder und Widersprüche zwischen Berufs- und Familienanforderungen eingegangen wurde. Die Untersuchung von Akkordarbeiterinnen belegte, dass diese schon zu Beginn der achtziger Jahre ihren Alltag oftmals als Zerreissprobe verstanden. Prozesse der Entgrenzung von Arbeiten und Leben auf der biographischen wie auf der alltäglichen Ebene forcieren diese emotionalen Spannungen, die gerade für Frauen, aber auch zunehmend für Männer zu Zwiespältigkeiten und Ambivalenzen führen: «As families diversify and workers face new challenges, people feel increasingly torn between their public and private worlds. Whether they are working more or less, workers confront new pressures and dilemmas [...]» (Jacobs und Gerson, 2004, 60).

In jüngerer Zeit finden sich in verschiedensten Kontexten Anläufe zur Abbildung des Spannungsverhältnisses. Moen (2003) untersucht so im Rahmen einer Zeitverwendungsstudie 835 Karrierepaare. Resultat sind detaillierte Darstellungen des gegenseitigen Transfers von Emotionen – technisch gesprochen: das «Spillover» – aus der Arbeitswelt in die Familie und umgekehrt. Die ausdrückliche Berücksichtigung der Paarebene, mit Blick auf die Zeitstrukturen und den Spillover, birgt einen erheblichen Erkenntnisgewinn gegenüber anderen herkömmlichen Studien. Spillover hat jeweils wichtige Konsequenzen sowohl für den Arbeitsplatz als auch für das Wohlbefinden der Arbeitenden sowie ihrer Familien. Es konnte bislang nachgewiesen werden, dass ein negativer Spillover und Konflikte zwischen Familie und Erwerbsarbeit eine höhere Rate von Arbeitsausfällen und Unzufriedenheit bei der Arbeit nach sich ziehen. Zudem belastet ein hoher negativer Spillover das Familienklima und die familialen Beziehungen (Moen, 2003).

Aber auch emotionale Ansteckungsprozesse zwischen den einzelnen Familienmitgliedern in Antwort auf berufliche Anforderungen können im familialen Alltag beobachtet werden. Larson und Richards (1994) finden hierzu, dass die Emotionen des Vaters regelmässig auf Ehefrau und Kinder übertragen werden. Diese Einbahnstrasse ist gerade für gestresste Familien typisch. Man könnte geneigt sein, dieses emotionale *Spraying* der Väter als reinen Ausdruck von roher Macht und Gewalt anzusehen. Larson und Richards gehen bei ihrer Analyse allerdings einen Schritt weiter, indem sie darauf hinweisen, dass es sich bei diesen Fällen um

besonders starke Ausprägungen der in der gesellschaftlich konstruierten unbalancierten Arbeitsteilung innerhalb von Familien angelegten Spannungen handelt.

Generell betrachtet zeigen die Befunde, dass die Erwerbsarbeit einen wesentlich nachhaltigeren Einfluss auf die Familie hat als umgekehrt. Bildlich gesprochen hat der lange Arm der Arbeit einen dickeren Bizeps als derjenige der Familie – zumindest hinsichtlich der negativen Auswirkungen. Aus den bisherigen Studien lässt sich der Schluss ziehen, dass der Einfluss der Emotionen bei der Arbeit auf die Familie grösser ist als der Einfluss der Familie auf die Arbeit. Als eine erste Erklärung hierfür wird ins Feld geführt, dass die Arbeitsbedingungen rigider und inflexibler sind als die Familienbedingungen, die Menschen hier mit anderen Worten auch mehr «agency» haben. Als zweite Erklärung wird angeführt, dass Beschäftigte in der Regel weniger Kontrolle über Entscheidungen in ihrer Arbeit haben als in ihrem Familienleben (Moen, 2003). Ferner machen die wenigen bislang vornehmlich aus den USA stammenden Ergebnisse deutlich, dass die reflexive Bewirtschaftung des familialen Gefühlshaushaltes, trotz aller Entgrenzungs- und Emanzipationsprozesse, immer noch von den Müttern geleistet wird (Erickson, 2005).

4.2.2 Emotions- und Grenzmanagement als neue familiale Aufgabe

Durch die intensive Verschränkung zwischen den Bereichen Familie und Erwerbsarbeit wird ein verstärktes Management von Emotionen sowie von Grenzen erforderlich. Um nicht einem einseitigen Kausalverständnis aufzusitzen, das einseitig die Veränderungen der Arbeitswelt in die Familien hineinverlängert, muss berücksichtigt werden, dass es auch durchaus eigene Interessen und Anforderungen der Familienmitglieder jenseits der Erwerbsarbeit gibt und die Entgrenzung von Arbeit in diesem Sinne auch auf *Widerstände* trifft – wie und in welcher Form dies geschieht, ist ebenfalls ein wichtiger Gegenstand familien- und arbeitswissenschaftlicher Forschungen (Henninger, 2005).

Sieht man sich die Alltagsmuster der Familien an, die als relativ reibungslos einzuschätzen sind, fällt auf, dass es den Vätern und Müttern eher gelingt, eine emotionale Balance der jeweiligen Lebenssphären herzustellen. Mit anderen Worten wird hier durch explizite Prozesse der Abschottung, Kontrolle und Regulation von Emotionen ein permanenter negativer Spillover aus der Arbeitswelt abgeblockt. Hierzu werden Techniken eingesetzt wie ein Spaziergang, Waldlauf nach der Arbeit oder eine Tasse Kaffee alleine in einem Restaurant. Solche Gefühlsschaltstellen schieben einen Puffer zwischen Arbeit und Familie (Larson und Richards, 1994). Dies verweist auf das Thema der Konstruktion der Grenzen zwischen den Sphären Familie und Erwerb. Diese und insbesondere die Übergänge dazwischen müssen zunehmend von den Individuen selbst und zwar in aktiver Weise gestaltet werden. Es geht also um *Grenzarbeit*, die mentale, emotionale und verhaltensbezogene Transformation beim Wechsel zwischen den Sphären Familie und Erwerbsarbeit

und umgekehrt. Dass emotionale Übergänge die physischen stets begleiten, wird meist übersehen. Die Bereiche Erwerbsarbeit und Familie funktionieren nach unterschiedlichen Logiken, die im Alltag zu einem funktionierenden Ganzen zusammenzufügen sind. Es existieren divergente Verhaltens- und Rollenanforderungen sowie Gefühlsregeln, welche die Personen auszufüllen haben (Nippert-Eng, 1996).

Campbell Clark (2000) hat hierzu eine Theorie entwickelt, die genau diesen Aspekt stärker in den Blick nimmt. Ausgangspunkt dieser «Work/Family Border Theory» ist, dass Individuen «border crossers» sind, die täglich die Grenze zwischen den Sphären Familie und Erwerbsarbeit überwinden und gestalten müssen. Während das Konzept des Spillovers lediglich die emotionale Verknüpfung der Bereiche zum Thema macht, rücken in dieser Theorie die Gestaltbarkeit und Notwendigkeit von Grenzen und der damit verbundenen Herausbildung unterschiedlicher Zeiten und Orte für Familie und Erwerbsarbeit in das Blickfeld. Nippert-Eng (1996) beschreibt den Umgang mit Differenzen zwischen beiden Sphären anhand eines Kontinuums von Integration und Segmentation. Ihre Annahme lautet, je mehr die Individuen ihre Lebensführung in die Bereiche Familie und Erwerb segmentieren, desto stärker ist die Grenze dazwischen und desto schwieriger gestalten sich die Übergänge. Zwischen verschiedenen Rollen und Anforderungen zu wechseln bedarf dann grosser Anstrengungen. Diese Übergänge gestalten sich einfacher entlang integrierter Rollen. Je mehr jedoch die Bereiche integriert werden, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit von Konflikten. Zu Hause zu arbeiten kann schwierig sein, wenn der Arbeitende durch die Kinder oder Besuche von Verwandten gestört wird. Umgekehrt kann man sich nicht den anderen Familienmitgliedern zuwenden, wenn noch eine Publikation bis zum nächsten Morgen fertig geschrieben sein muss oder man durch geschäftliche Anrufe zu Hause gestört wird. Dann kann es zu familiären Konflikten kommen, weil man den Anforderungen und Erwartungen des Partners und der Kinder nicht gerecht werden kann. Beide Arten von Lebensführung haben also Vor- und Nachteile und hängen zudem noch von einer Vielfalt anderer Faktoren ab, wie bspw. Zeitkompetenzen, sozialem Einfluss in der Familie und am Arbeitsplatz, der Lage und Dauer der Arbeitszeit sowie der Präsenz und Unterstützung durch Vorgesetzte, Kollegen und Familienmitglieder. Auch die Flexibilität und Durchlässigkeit der Grenzen beeinflussen das Ausmass an Segmentation und Integration und das Gelingen der täglichen Übergänge. Clark (2000) argumentiert, dass eine geringe Durchlässigkeit, aber hohe Flexibilität der Grenzen beste Voraussetzung für eine Balance von Familie und Erwerbsarbeit mit einem Minimum an Konflikt seien. Aber: Ganz unabhängig davon, ob die Subjekte die verschiedenen Bereiche des Alltags eher auseinander halten oder integrieren – Aufgabe im Alltag ist es, eine wie auch immer geartete Grenze zwischen Familie und Erwerbsarbeit zu bilden, beizubehalten und zu gestalten, um einen als gelungen empfundenen familialen Alltag herzustellen. Das bedeutet für erwerbstätige Eltern, sich in reflexiver Art und Weise Orte und

Zeiten für die Erwerbsarbeit und das Familienleben schaffen zu müssen (Desrochers et al., 2005). Das stellt eine wichtige Aufgabe für zeitgenössische Familien dar, da die Erwartungen an ein erfüllendes Familienleben und ein intensives, erfülltes Berufsleben simultan und sich gegenseitig antreibend gestiegen sind.

5 Ausblick: Forschungen zu Familie und neuer Erwerbswelt jenseits der Vereinbarkeitsrhetorik

Alltag und Lebensführung postfordistischer Familien sind aufgrund der skizzierten Umwälzungen in den Konstellationen zur Ökonomie von Unsicherheit, Ambivalenz und Fragilität einerseits, neuen Chancen für eigenständige Konstruktionen des Verhältnisses von Privatheit und Öffentlichkeit, Familien- und Erwerbsarbeit andererseits geprägt. Wie mit diesem veränderten Profil von Chancen und Risiken umgegangen wird, wie das Ambivalenzmanagement und das Ziehen von Grenzen bzw. deren gezieltes Auflösen vor sich geht, ist eine weitgehend noch offene Forschungsfrage, insbesondere, wenn man zusätzlich Milieu- und Schichtabhängigkeit dieser familialen Prozesse einblendet. Immerhin gibt es Hinweise darauf, dass das «outsourcing» bestimmter Aufgaben auch eine Strategie sein kann, für die als konstitutiv angesehenen familialen Interaktionen mehr Zeit zu schaffen (Stuenkel, 2005) – was allerdings vom Vorhandensein ökonomischer Ressourcen abhängt.

Die Familie als Sozialisationsinstanz muss dabei ebenfalls wieder stärker in das Blickfeld rücken. Denn hier wird schon sehr früh implizit gelernt, wie Emotionen zu bearbeiten, Grenzen zu interpretieren und zu ziehen sind. Deshalb ist es wichtig, emotionale Prozesse im Verlauf der Erziehung und Sozialisation von Kindern und Jugendlichen in der Familie unter Voraussetzung der neuen Bedingungen des Arbeitens und Wirtschaftens genauer zu betrachten, um die sich entwickelnden Individuen bei der Bewältigung von Ambivalenz, Unsicherheit und Fragilität auf der alltäglichen wie auch auf der biographischen Ebene unterstützen zu können. Gänzlich untererforscht ist indes der umgekehrte Pfad von *Entgrenzung*, und *Spillover*: Wie gehen die Akteure der Ökonomie mit den *postfordistischen Familien* um? Vor dem Hintergrund eines Bedarfs an qualifizierten Arbeitskräften in Wissenschaft, Forschung, Pflege und Bildung dient die intensive Auseinandersetzung mit dieser Frage nicht nur einem akademischen Selbstzweck, sondern ihr kommt auch herausragender Wert für eine zukunftsfähige Gestaltung der Konstellationen zwischen Familie und Erwerbswelt zu. Schliesslich wird auch die Beantwortung der Frage «In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?» davon profitieren, die gegenseitigen Verschränkungen von Familien- und Erwerbswelt näher zu betrachten, da durch sie Grundgewissheiten der ersten Moderne nachhaltig erschüttert worden sind.

6 Literaturverzeichnis

- Amato, Paul R. (2005), The Impact of Family Formation Change on the Cognitive, Social, and Emotional Well-Being of the Next Generation, *The Future of Children*, 2, 15, 75–96.
- Bauer, Frank; Peter Gross und Eva Munz (2004), *Arbeitszeiten 2003*, Köln: ISO.
- Beck, Ulrich und Christoph Lau (2005), Theorie und Empirie reflexiver Modernisierung. Von der Notwendigkeit und den Schwierigkeiten, einen historischen Gesellschaftswandel innerhalb der Moderne zu beobachten und zu begreifen, *Soziale Welt*, 2 / 3, 56, 107–135.
- Becker-Schmidt, Regina (unter Mitarbeit von Uta Brandes-Erhoff, Mechthild Rumpf und Beate Schmidt) (1983), *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*, Bonn: Verlag Neue Gesellschaft.
- Bender, Christiane und Hans Grassl (2004), *Arbeiten und Leben in der Dienstleistungsgesellschaft*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Boltanski, Luc und Eve Chiapello (2003), *Der neue Geist des Kapitalismus*, Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Boutang, Yann Moulier (2003), Neue Grenzziehungen in der Politischen Ökonomie, in: Von Osten, Marion (Hrsg.), *Norm der Abweichung*, Wien: Springer, 251–280.
- Bundesministerium, für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2005), *Zwölfter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland: Bildung, Betreuung und Erziehung vor und neben der Schule*, Berlin: BMFSFJ.
- Burkart, Günter und Martin Kohli (1992), *Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie*, München: Piper.
- Campbell Clark, Sue (2000), Work/Family Border Theory: A new Theory of Work/Family Balance, *Human Relations*, 6, 53, 747–770.
- Carnoy, Martin (2000), *Sustaining the New Economy. Work, Family, and Community in the Information Age*, New York: Russell Sage Foundation.
- Coontz, Stephanie (2005), *Marriage, a History from Obedience to Intimacy or How Love Conquered Marriage*, New York: Viking.
- Daly, Kerry (2003), Family Theory Versus the Theories Families Live by, *Journal of Marriage and Family*, 4, 65, 771–784.
- Deiss, Manfred und Klaus Schmierl (2005), Die Entgrenzung industrieller Beziehungen: Vielfalt und Öffnung als neues Potential für Interessenvertretung?, *Soziale Welt* 2 / 3, 56, 295–316.
- Desrochers, Stephan; Jeanne Hilton und Laurie Larwood, (2005), Preliminary Work-Family Integration-Blurring Scale, *Journal of Family Issues*, 4, 26, 442–466.
- Dorbritz, Jürgen; Andrea Lengerer und Kerstin Ruckdeschel (2005), *Einstellungen zu demographischen Trends und zu bevölkerungsrelevanten Politiken*, Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Dornes, Martin (2005), Die emotionalen Ursprünge des Denkens, *Westend*, 1, 2, 3–48.
- Eberling, Matthias; Volker Hielscher, Eckart Hildebrandt und Kerstin Jürgens (2004), *Prekäre Balancen. Flexible Arbeitszeiten zwischen betrieblicher Regulierung und individuellen Ansprüchen*, Berlin: Edition Sigma.
- Ehrenberg, Alain (2004), *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*, Frankfurt am Main: Campus.
- Erickson, Rebecca J. (2005), Why Emotion Work Matters: Sex, Gender, and the Division of Household Labor, *Journal of Marriage and Family*, 2, 67, 337–351.
- Ernst, Heiko (2005), Herz plus Hirn. Emotionale Intelligenz im Alltag, *Psychologie heute*, Februar 2005, 20–27.

- Flam, Helena (2002), *Soziologie der Emotionen*, Konstanz: Universitätsverlag.
- Galinsky, Ellen (1999), *Ask the Children. What America's Children Really Think About Working Parents*, New York: William Morrow and Company.
- Gestrich, Andreas (2003), Neuzeit, in: Andreas Gestrich, Jens-Uwe Krause und Michael Mitterauer (Hrsg.), *Geschichte der Familie*, Stuttgart: Kröner, 364–652.
- Gillis, John R. (1997), *Mythos Familie. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform*, Weinheim: Beltz.
- Gottschall, Karin und Günter G. Voss (2003), Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung, in: Karin Gottschall und Günter G. Voss (Hrsg.), *Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehungen von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*, München: Mering, Hampp, 11–33.
- Heinemann, Rebecca (2004), *Familie zwischen Tradition und Emanzipation. Katholische und sozialdemokratische Familienkonzeptionen in der Weimarer Republik*, München: Oldenbourg.
- Henninger, Annette (2005), Neue Erwerbsformen, alte Geschlechterarrangements? Kritische Anmerkungen zum Verhältnis von «Arbeit» und Leben im Konzept des Arbeitskraftunternehmers: in: Anina Mischau und Mechtilde Oechsle (Hrsg.), *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, Wiesbaden: VS Verlag, 54–73.
- Hirsch-Kreinsen, Hartmut (2005), *Wirtschafts- und Industriesoziologie. Grundlagen, Fragestellungen, Themenbereiche*, Weinheim: Juventa.
- Hochschild, Arlie Russel (1990), *Das gekaufte Herz. Zur Kommerzialisierung der Gefühle*, Frankfurt am Main, New York: Campus.
- Hochschild, Arlie Russel (2002), *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*, Opladen: Leske + Budrich.
- Jacobs, Jerry A. und Kathleen Gerson (2004), *The Time Divide: Work, Family, and Gender Inequality*, Cambridge: Harvard University Press.
- Jurczyk, Karin (2000), Zwischen Selbstbestimmung und Bedrängnis. Zeit im Alltag von Frauen, in: Werner Kudera und Gerd-Günter Voss, Hrsg., *Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung*, Opladen: Leske + Budrich, 219–246.
- Jurczyk, Karin (2005), Work-Life-Balance, geschlechtergerechte Arbeitsteilung. Alte Fragen neu gestellt, in: Hartmut Seifert (Hrsg.), *Flexible Zeiten in der Arbeitswelt*, Frankfurt am Main: Campus, 102–123.
- Jurczyk, Karin und Andreas Lange (2002), Familie und die Vereinbarkeit von Arbeit und Leben. Neue Entwicklungen, alte Konzepte, *Diskurs*, 3, 12, 9–16.
- Jurczyk, Karin und Maria S. Rerrich (1993), Einführung: Alltägliche Lebensführung: der Ort, wo «alles zusammenkommt», in: Karin Jurczyk und Maria S. Rerrich, Hrsg., *Die Arbeit des Alltags. Beiträge zu einer Soziologie der alltäglichen Lebensführung*, Freiburg: Lambertus.
- Jurczyk, Karin; Andreas Lange und Peggy Szymenderski (2005), Zwiespältige Entgrenzungen: Chancen und Risiken neuer Konstellationen zwischen Familien- und Erwerbstätigkeit, in: Anina Mischau und Mechtilde Oechsle, Hrsg., *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, Wiesbaden: VS Verlag, 13–33.
- Kessel, Martina (2004), Heterogene Männlichkeit. Skizzen zur gegenwärtigen Geschlechterforschung, in: Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen, Hrsg., *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Stuttgart: Metzler, 372–384.
- Kiesow, Rainer Maria und Martin Korte, Hrsg. (2005), *Emotionales Gesetzbuch. Dekalog der Gefühle*, Köln: Böhlau, 9–15.
- Kirchhöfer, Dieter (2004), Kinderarbeit in einer sich entgrenzenden Arbeitsgesellschaft, in: Beatrice Hungerland und Bernd Overwien, Hrsg., *Kompetenzentwicklung im Wandel. Auf dem Weg zu einer informellen Lernkultur*, Wiesbaden: VS Verlag, 143–159.

- Kleemann, Frank (2005), *Die Wirklichkeit der Teleheimarbeit. Eine soziologische Untersuchung*, Berlin: Edition Sigma.
- Koppetsch, Kornelia (2005), Liebesökonomie. Ambivalenzen moderner Paarbeziehungen, *Westend*, 1, 2, 96–107.
- Kratzer, Nick (2005), Ungleichheit in der reflexiven Modernisierung, *Soziale Welt*, 2 / 3, 56, 247–266.
- Kratzer, Nick; Andreas Boes, Volker Döhl, Kira Marrs und Dieter Sauer (2004), Entgrenzung von Unternehmen und Arbeit – Grenzen der Entgrenzung, in: Beck, Ulrich und Christoph Lau, Hrsg., *Entgrenzung und Entscheidung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 329–359.
- Kratzer, Nick und Dieter Sauer (2005), Flexibilisierung und Subjektivierung von Arbeit, in: SOFI/IAB/ISF/INIFES, Hrsg., *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen, Erster Bericht*, Wiesbaden: VS Verlag, 125–149.
- Krömmelbein, Silvia (2004), *Kommunikativer Stress in der Arbeitswelt*, Berlin: Edition Sigma.
- Kühl, Stefan (2004), *Arbeits- und Industriesoziologie*, Bielefeld: transcript.
- Labouvie, Eva (2004), Leiblichkeit und Emotionalität: Zur Kulturwissenschaft des Körpers und der Gefühle, in: Friedrich Jaeger und Jörn Rüsen, Hrsg., *Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen*, Stuttgart: Metzler, 79–91.
- Landweer, Hilge (2004), Die Grenze der Vernunft. Gefühlskonjunkturen in der Philosophie. Der blaue Reiter, *Journal für Philosophie*, 20, 6–11.
- Lange, Andreas (2005), Emotionen als Wirtschaftsgut: Herausforderung an eine reflexive Medienpädagogik, *medien + erziehung, Zeitschrift für Medienpädagogik*, 3, 49, 56–59.
- Lange, Andreas; Peggy Szymenderski und Nicole Klinkhammer (2005), Forcierte Ambivalenzen? Herausforderungen an erwerbstätige Frauen in Zeiten der Entgrenzung und Subjektivierung, in: Hildegard Marie Nickel, Hrsg., *Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 115–148.
- Larson, Reed und Maryse Richards H. (1994), *Divergent Realities. The Emotional Lives of Mothers, Fathers, and Adolescents*, New York: Basic Books.
- Lohr, Karin und Hildegard Maria Nickel (2005), Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen, in: Karin Lohr und Hildegard Maria Nickel, Hrsg., *Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 207–239.
- Ludwig, Isolde; Vanessa Schlevogt, Ute Klammer und Ute Gerhard (2002), *Managerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland*, Berlin: Edition Sigma.
- Lupton, Deborah (1998), *The Emotional Self. A Sociocultural Exploration*, London: Sage.
- Lüscher, Kurt (1997), Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung, in: Laszlo Vaskovics, Hrsg., *Familienleitbilder und Familienrealitäten*, Opladen: Leske+Budrich, 50–69.
- Maihofer, Andrea (2004), Was wandelt sich am aktuellen Wandel der Familie?, in: Joachim Beerhorst, Alex Demirovic und Michael Guggemos, Hrsg., *Kritische Theorie im gesellschaftlichen Strukturwandel*, Frankfurt a. M: Suhrkamp, 384–408.
- Moen, Philis (2003), *It's About Time. Couples and Careers*, Ithaca: Cornell University Press.
- Morgan, David (1996), *Family Connections: An Introduction to Family Studies*, Cambridge: Polity.
- Neckel, Sighart (2004), Emotion und Erfolg. *Das Selbstmanagement der Gefühle als kulturelles Programm*. Vortrag auf dem 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in München, 4. bis 8. Oktober 2004.
- Nippert-Eng, Christina (1996), *Home and Work. Negotiating Boundaries through Everyday Life*, Chicago: University of Chicago Press.
- Nolan, Jane (2002), The Intensification of Everyday Life, in: Brendan Burchell, David Lapido und Frank Wilkinson, Hrsg., *Job Insecurity and Work Intensification*, London: Routledge, 112–136.

- Nomaguchi, Kei M; Melissa A. Milkie und Suzanne M. Bianchi (2005), Time Strains and Psychological Well-Being. Do Dual-Earner Mothers and Fathers Differ?, *Journal of Family Issues*, 6, 26, 756–792.
- Oberndorfer, Rosemarie (1996), *Erfolgreich den Alltag bewältigen. Problemlösungen in Familien*, Ausgewählte Themen aus dem Forschungsprojekt «Stressbewältigung und Wohlbefinden in der Familie», Bamberg: Ifb-Materialien, 4–96.
- Perrez, Meinrad; Ian Law, Regula Berger und Peter Wilhelm (1998), *Ein neuer Ansatz zur Analyse der sozialen Regulation von Emotionen bei Paaren und Familien*, in: Kurt Hahlweg und Donald H. Baucom, Hrsg., Prävention von Trennung und Scheidung – Internationale Ansätze zur Prädiktion und Prävention von Beziehungsstörungen, Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Stuttgart: Kohlhammer, 147–170.
- Perrez, Meinrad (2002), «Soziale Regulation von Emotionen in Familien.», Universitas Friburgensis, [wysiwyg://135/http://www.unifr.ch/spc/UF/mars02/emotion.html](http://www.unifr.ch/spc/UF/mars02/emotion.html) Abruf am 14.06.2004.
- Peuckert, Rüdiger (2002), *Familienformen im sozialen Wandel*, Opladen: Leske + Budrich.
- Presser, Harriet (2003), *Working in a 24/7 Economy. Challenges for American Families*, New York: Russell Sage Foundation.
- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung, Hrsg. (1995), *Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung*, Opladen: Leske + Budrich.
- Reinhardt-Becker, Elke (2005), *Seelenbund oder Partnerschaft? Liebesmanticen in der Literatur der Romantik und der Neuen Sachlichkeit*, Frankfurt am Main: Campus.
- Rerrich, Maria S. (1983), Veränderte Elternschaft. Entwicklungen in der familialen Arbeit mit Kindern, *Soziale Welt*, 4, 34, 421–449.
- Sauer, Dieter; Andreas Boes und Nick Kratzer (2005), Reorganisation des Unternehmens, in: SOFI/IAB/ISF/INIFES, Hrsg., *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen, Erster Bericht*, Wiesbaden: VS Verlag, 323–350.
- Schmidt, Tanja und Christoph Schmid (2005), Ewerbsverläufe, in: SOFI/IAB/ISF/INIFES, Hrsg., *Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Arbeit und Lebensweisen, Erster Bericht*, Wiesbaden: VS Verlag, 303–322.
- Schnabel, Annette (2005), Gefühlvolle Entscheidung und entscheidende Gefühle. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 2, 57, 278–307.
- Schneider, Barbara and Linda J. Waite (2005), Why study working families?, in: dieselben, Hrsg., *Being Together – Working Apart*, Cambridge: Cambridge University Press, 3–17.
- Schneider, Norbert F. (2005), Leben an zwei Orten. Die Folgen beruflicher Mobilität für Familie und Partnerschaft, in: Anne Mischau und Mechtilde Oechsle, Hrsg., *Arbeitszeit – Familienzeit – Lebenszeit: Verlieren wir die Balance?*, Wiesbaden: VS Verlag, 110–126.
- Schütze, Yvonne (1986), *Die gute Mutter*, Bielefeld: Kleine.
- Senatsamt für die Gleichstellung, Hamburg, Freie und Hansestadt Hamburg, Hrsg. (2001), *zeiten:der:stadt. Abschlussbericht des Barmbek-Uhlenhorster Forschungs- und Modellprojekts*, Hamburg.
- Sieder, Reinhart (1998), Besitz und Begehrten, Erbe und Elternglück. Familien in Deutschland und Österreich, in: Jack Goody, Hrsg., *Geschichte des privaten Lebens. Das 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main und New York: Campus, 347–375.
- Sieder, Reinhart (2004), *Die Rückkehr des Subjekts in den Sozialwissenschaften*, Wien: Turia + Kant.
- Sommerkorn, Ingrid N. und Katharina Liebsch (2002), Erwerbstätige Mütter zwischen Beruf und Familie, in: Rosemarie Nave-Herz, Hrsg., *Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland*, Stuttgart: Lucius & Lucius, 99–130.
- Strazsdins, Lyndall; Rosemary Korda, Lynette Lim, Dorothy Broom und Rennie D'Souza (2004), Around-the-clock: parent work schedules and children's well-being in a 24-h economy, *Social Science & Medicine*, 6, 59, 1517–1527.

- Stuenkel, Carolyn P. (2005), A strategy for working families: high level commodification of household services, in: Barbara Schneider und Linda J. Waite, Hrsg., *Being Together – Working Apart*, Cambridge: Cambridge University Press, 252–272.
- Süddeutsche Zeitung vom 27.02.2005, abrufbar unter: <http://www.sueddeutsche.de/jobkarriere/erfolgsgeld/artikel/337/48289/13/>.
- Tölke, Angelika und Martin Diewald (2003), Berufsbiografische Unsicherheiten und der Übergang zur Elternschaft bei Männern, in: Walter Bien und Jan Marbach, Hrsg., *Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey*, Opladen: Leske + Budrich, 349–384.
- Voss, G. Günter und Hans J. Pongratz (1998), Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft?, *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 1, 50, 131–159.
- Winslow, Sarah (2005), Work-Family Conflict, Gender, and Parenthood, *Journal of Family Issues*, 6, 26, 727–755.

